

ARNOLD PESCH

Auf dem
**Gräften-
Hof**

DAS VERMÄCHTNIS

Roman

unlektorierte
Leseprobe



LV.Buch

Jahre der Erneuerung

Franziska und Johannes Große Bawinkel schlendern Hand in Hand über ihren Hof, sie suchen einen Weg in Richtung der reifen Kornfelder. Sie bewirtschaften den großen Hof, der außerhalb der Ortschaft liegt. Der Vater Franziskas hatte ihnen den Hof vererbt, obwohl sie einen verwundeten Soldaten aus der Ukraine stammend geheiratet hatte. In der Chronik des Hofes sind diese Ereignisse dokumentiert. Der älteste Sohn, eigentlicher Erbe des Hofes war im Krieg gefallen.

Barbara die älteste Tochter von Franziska und Johannes Große Bawinkel erlebte intensiv die Jahre der Erneuerung auf dem elterlichen Hof, bevor sie auf den Gräftenhof zog.

Der Sommer im Jahr 1959 war sehr heiß und trocken. In diesem Jahr regnete es im Juni, Juli und August kaum. Das Gras verfärbte sich braun, Wiesen und Felder düsteten in der langen Trockenperiode nach Regen. Im Teich auf dem Hof stand nur noch eine schmutzige, stinkige Pfütze, die selbst die Enten mieden.

Täglich füllte ihr Vater die Tröge für die Kühe auf den Wiesen mit frischem Wasser aus dem Waldsee. Die Getreidefelder waren trotz der Trockenheit ein wogendes Meer gelber Ähren, kein Gewittersturm oder Platzregen hatte sie zu Boden gedrückt. Der fette, lehmige Boden speicherte genügend Wasser, wenn auch die Halme

kürzer waren als in regenreichen Jahren. Die Natur half sich selbst. Drei Wochen früher als in anderen Jahren begannen sie mit der Getreideernte, da das Korn ausgereift war.

Die Felder waren nun abgeerntet.

Vor zwei Jahren kauften ihre Eltern für ihren Hof einen Claas Mähdrescher aus Harsewinkel, da der Knecht gekündigt hatte. Die Textilindustrie erblühte im Münsterland und warb die Arbeitskräfte ab. Höherer Verdienst, geregelte Arbeitszeit, auch wenn es eine fünfundvierzig Stunden Woche war, lockte viele. Die Landwirte und so auch ihre Eltern waren gezwungen, ihren Hof zu mechanisieren, um die Arbeit zu schaffen. Auf einer Messe für landwirtschaftliche Maschinen, die ihr Vater gemeinsam mit seinem Sohn Ludger besuchte, sahen sie das Ungetüm zum ersten Mal und er erzählte seiner Frau begeistert davon. Damit konnten sie die Ernte allein bewältigen und mit weiteren modernen Maschinen den Hof ohne fremde Hilfe bewirtschaften, zumal Ludger sie unterstützte.

Durch den Kauf des Mähdreschers brauchten sie das Getreide nicht mehr mit dem Mähbinder schneiden, in Garben aufstellen und warten, bis es zum Einfahren abtrocknete, so dass die Gefahr einer Missernte sich verringerte.

Als der Mähdrescher zum ersten Mal zum Einsatz kam, bestaunten Barbara, Alexa und ihre Mutter das Ungetüm, das sich mit ohrenbetäubendem Lärm wie ein Nimmersatt durch das reife Kornfeld fraß. Kein Drescher würde in den nächsten Tagen auf dem Hof stehen, wo sie alle, wie in den Jahren zuvor, schwitzend und verstaubt den ganzen Tag schufteten. Benachbarte Bauern kamen, um sich das Gefährt anzuschauen. Für kleinere Höfe lohnte sich wegen des hohen Preises nur der gemeinsame Erwerb oder sie verpflichteten ein Lohnunternehmen, das ebenso den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft erkannt hatte.

Zu entsprechender Zeit würde der jetzt zwölfjährige Ludger den Hof übernehmen wie seine Mutter von ihrem Vater und der Vater vom Großvater. So hofften seine Eltern. Bis zum Dreißig-Jährigen-Krieg ließ sich im Stammbaum nachweisen, dass ihr Hof im Besitz der Familie war.

Seine Eltern drängten Ludger, das Gymnasium zu besuchen. Er meinte, er brauche kein Abitur, um auf dem elterlichen Hof zu arbeiten.

„Ludger, die Welt hat sich nach dem Krieg geändert. Die Völker in Europa rücken zusammen und sprengen die starren Grenzen. Sie haben erkannt, dass sie nur in einem Miteinander überleben werden. In der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft sind wir der Konkurrenz ausgesetzt und müssen uns umstellen, wenn wir bestehen wollen. Was du in der Schule gelernt hast, kann dir niemand nehmen.“

Diese weitblickenden Worte seines Vaters verstand Ludger nicht. Mit Murren beugte er sich dem Willen der Eltern, obwohl es ihn auf die Felder trieb oder um mit seiner Schwester Barbara durch die Wälder zu streifen und die Tiere zu beobachten.

Im Ort selbst gab es kein Gymnasium. So radelte er morgens bis zur Bushaltestelle, um von dort aus in die Stadt zu fahren. Ein Jahr später begleitete Barbara ihren Bruder.

Sie empfanden tiefe Ehrfurcht vor der Schöpfung, wenn sie an Sonntagen nach dem Gottesdienst auf ihren Feldern die Saat prüften und die reifen Ähren zwischen ihren Handflächen zerrieben. Ihr Vater blies die Spelzen fort und steckte ihrer Mutter Korn für Korn in den Mund.

„Jedes Wesen, ob Pflanzen oder Tier hat einen Zweck. Der Weizen, um zu wachsen, Frucht zu bringen um uns zu ernähren. Er treibt und drängt zur Reife, bis er vollkommen ist.“, belehrte sie ihr Vater.

Hörten sie einen Vogel in der Hecke zwitschern, verharren sie, um seinem Gesang zu lauschen. Im Wald wusste Johannes ihr Vater, in welchem Dickicht das Rehwild am Tage stand. Um der Witterung der Muttertiere auszuweichen, die im Mai oder Juni ihre Kitzen abgesetzt hatten, näherten sie sich den Lagerplätzen aus entgegengesetzter Windrichtung.

Franziska und Johannes leiteten ihre Kinder an, nicht achtlos Blumen zu zertreten oder junge Baumtriebe abzuknicken. Sahen sie auf ihren Spaziergängen mit den Kindern einen Vogel, der mit einem Halm, einem kleinen Zweig oder einem Wurm im Schnabel in eine Hecke flog, verfolgten sie seinen Flug und entdeckten bald sein Nest. Vorsichtig bogen sie die Zweige auseinander, um die Eier zu zählen oder um zu schauen, wie viele Jungen im Nest hockten und die Schnäbel gierig auf Futter wartend aufsperrten. Einmal zeigte der Vater ihnen das Ei eines Kuckucks im Nest einer Goldammer. Es war grau braun gesprenkelt wie die anderen Eier nur größer. Immer seien die Kuckuckseier so gefärbt wie die des Vogels, dessen Nest er sich ausgesucht hatte.

„Ich hasse den Kuckuck!“, stieß Barbara damals hervor, als der Vater erklärte, dass der Kuckuck keine eigenen Nester baue, sondern sich die Nester anderer Singvögel wie der Grasmücke, dem Rotschwanz oder wie der Goldammer aussuche, um sein Ei dort abzulegen. Dabei würde das Weibchen ein oder zwei Eier aufpicken und auffressen und später der junge Kuckuck seine angeblichen Geschwister aus dem Nest schubsen, da er größer und kräftiger sei. So lehrte ihr Vater sie, die Tiere zu beobachten, aber sie nicht zu stören. Ihr Vater strich ihr über den Kopf und lächelte dabei.

„Die Welt um uns ist voller kleiner und großer Wunder, ihr müsst sie nur sehen. Geht immer mit offenen Augen durch die Natur.“

Ihr Buchenmischwald mit dem Waldsee war ein Paradies. Nach dem Krieg, als für die Bevölkerung Brennholz knapp war, fällte ihr Großvater mehr Bäume als in den Jahren zuvor und ließ die dickeren Zweige und Äste liegen. Als die Notzeit vorbei war, forsteten in anderen Wäldern die Besitzer die freien Flächen mit schnell wachsenden Fichten auf.

„Unser Boden ist zu kostbar für Nadelbäume, denn unter den dichten Zweigen, die die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, ist der Wald tot.“

Ludger Große-Bawinkel stimmte seinem Schwiegersohn Johannes zu.

„Einen Wald pflanzt man für spätere Generationen!“

So pflanzten sie Buchen, Eichen und vereinzelt Lärchen und an den Waldrändern Ahorn, Hainbuchen und Wild- und Traubenkirschen. Später überließen sie den Wald sich selbst. Diese Naturverjüngung gilt noch heute als Vorbild für besonders wertvolle Wälder.

Mit ihren Nachbarn Maria und Wilhelm Schulze Westhoff, die auf dem benachbarten Gräftenhof lebten, pflegten Franziska und Johannes ein freundschaftliches Verhältnis. Sie halfen sich gegenseitig, wenn es erforderlich war. Franziska besuchte ihre Nachbarin so oft wie möglich und schloss sie in die Arme, wenn Tränen in ihren Augen aufstiegen. Sie verstand den Kummer der um zehn Jahre älteren Frau. Jahrelang wünschte sie sich ein Kind. Als sie dann im Alter von Vierundvierzig noch einmal schwanger wurde, erzählte sie es überglücklich Franziska. Zwei Kinder hatten Maria und Wilhelm Schulze Westhoff, der elf Jahre älter als seine Frau war, durch Frühgeburten verloren und sie hatten die Hoffnung aufgegeben, ein Kind als Nachfolger für ihren Hof zu bekommen.

Bei der Geburt, wie es in der Nachbarschaft auf dem Land üblich war, eilte Franziska ihrer Nachbarin zu Hilfe.

„Was ist es?“, fragte Maria, als sie zu Atem kam und dem Schrei des Kindes lauschte.

„Ein Junge!“, antwortete die Hebamme.

Marias Augen strahlten und füllten sich vor lauter Glück mit Tränen.

„Wir haben einen Erben! Wilhelm wird.“

Weiter kam sie nicht, die Hebamme unterbrach sie.

„Aber!“

Die Hebamme hielt das Kind.

„Was aber?“

Franziska vergaß nicht die weit aufgerissenen Augen, als die Hebamme sagte: „Der Junge hat das Down Syndrom!“

Wie ein Faustschlag traf diese Nachricht Maria, noch atemlos und erschöpft von den Wehen, die die ganze Nacht gedauert hatten. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und schluchzte hemmungslos. Franziska setzte sich auf die Bettkante, zog den Kopf auf ihren Schoß und strich das schweißnasse Haar aus ihrer Stirn. Nach langen, bangen Minuten stammelte Maria:

„Was wird Wilhelm sagen? Er wünschte sich so sehr einen Erben für unseren Hof, für unseren Gräftenhof.“

Franziska wusste keine Antwort, sondern hielt still diese enttäuschte Frau, die in einen dunklen Abgrund stürzte. Neun Monate hatte sie sich auf dieses Kind gefreut, immer wieder davon gesprochen, die Hände auf den schwellenden Leib gelegt und zu ihr gesagt:

„Der Bub steckt voller Leben!“

Sie war überzeugt, sie würde einen Knaben gebären.

Franziska wagte nicht zu trösten, sie könne noch einmal schwanger werden und ein gesundes Kind bekommen. Maria gab nach

endlosen Minuten selbst die Antwort: „Der Herrgott hat es nicht gewollt. Nun sind wir zu alt!“

Der Herrgott? In diesem Moment hätte Franziska schreien können: „Warum bist Du so grausam?“

Erinnerte sie sich an die Geburt ihrer drei Kinder, so durchströmte sie unbeschreibliche Glücksgefühle. Beim ersten Schrei waren alle Schmerzen vergessen und wandelten sich in einen Taumel der Glückseligkeit. Eine Königin war sie, die der Welt neues Leben schenkte. Sie hatte drei gesunde Kinder und verstand die grenzenlose Traurigkeit ihrer Nachbarin. Es gibt ein Grauen, das die Vernunft nicht bändigen kann und wo alles Tröstende machtlos ist. Und ein Grauen war es für Maria.

Als Wilhelm an das Bett seiner Frau trat, in deren Arm das Neugeborene schlummerte, und ihre roten Augen sah, begriff er. Er erstarrte zu einer Säule. Seine Nasenflügel bebten und er presste seine Finger zusammen, dass die Gelenke knackten. Eine drohende Stille breitete sich im Raum aus. Franziska stockte der Atem. Unendlich langsam bewegte sich Wilhelm auf das Bett seiner Frau zu. Dann kniete er sich hin und barg seinen Kopf in den Armen seiner Frau. Ein Zittern erschütterte seinen Leib. Marias Hand glitt durch seine Haare. Zeit und Raum versanken in diesem Augenblick. Die Hände des Bauern legten sich behutsam auf den schlafenden Säugling und zeichneten ein Kreuz auf seine Stirn; über Marias Gesicht glitt ein Lächeln. In dieser Stunde haderten sie nicht, sie beugten sich dem Schicksal, dass ihnen auferlegt wurde. Sie klagten ihren Gott nicht an.

Das Leben auf dem Hof und der Umgang mit der Natur hatten sie gelehrt: Es gab Regen und Sonnenschein, gute Ernten und Missernten, Licht und Dunkelheit, Leben und Tod. Das Schicksal übertrug ihnen die Verantwortung für das Leben ihres Kindes.

Franziska vermochte die Tränen ihrer Rührung nicht verbergen. Trotz dieser maßlosen Enttäuschung wurde sie Zeugin einer tiefen Liebe.

„Naichsten Sundag laot wi Paol döpen.“

Er gab seinem Sohn den Namen, den er und Maria lange vor der Geburt bestimmt hatten.

Franziska blieb noch bei Maria sitzen, als ihr Mann bereits gegangen war. Sie hielt ihre Hand. Morgen würde sie wieder nach ihr schauen und ihr helfen, bis sie das Bett verlassen konnte. Sie war im Begriff zu gehen, als Wilhelm erneut ins Zimmer trat, sich zu seiner Frau niederbeugte, ihr einen Kuss auf die Stirn drückte und mit seiner rauen Hand das Gesicht des Kleinen streichelte. Franziska wollte diese Innigkeit, die die beiden jetzt brauchten, nicht stören, erhob sich, um sich aus dem Zimmer zu schleichen.

Da drehte sich der Bauer um und nahm Franziskas Hand.

„Franziska, äs usse naichster Noaber stait ju dat toa.

Mien Wusk is, dat Johannes Pauls Dööp – Pate is.“

Franziska schaute ihn unverständlich an.

„Franziska, Dään, vösteist usse Platt nich mäer:

Ich möchte, dass Johannes Pauls Taufpate wird.“

Für einen Moment wollte Franziska abwehren und erwidern, dass stände den Verwandten zu, schwieg aber. Franziska nickte. Ihr war bewusst, Wilhelm übertrug ihrem Mann eine große Verantwortung, aber das zeugte von dem Vertrauen, dass Johannes bei seinem Nachbarn genoss, obwohl er bei anderen Bauern in der Gegend immer noch als Fremdling galt.

„Ich werde es Johannes sagen!“

Ohne zu zögern nahm Johannes die Patenschaft an. Ihm waren seine Pflichten, als solche sah er sie an, bewusst, wenn den alten

Leuten etwas zustoßen würde. Franziska ahnte, dass Johannes diese ernst und gewissenhaft erfüllen würde.

Diese Zeit kam. In der Familienchronik nimmt das Erbe des Gräftenhof eine spannende Zeit ein und damit auch die Verantwortung für Paul.

Will ih den Hof hebbben? Das Vermächtnis.

Wie immer hörte Johannes morgens die Morgennachrichten, nachdem er die Kühe gemolken und mit Franziska gefrühstückt hatte.

„In den frühen Morgenstunden des 13. August 1961 haben bewaffnete Einheiten der Grenzpolizei und Betriebskampfgruppen der DDR damit begonnen, die Grenze zwischen Ost und West-Berlin mit einer Mauer abzuriegeln“.

Johannes erbleichte und ergriff Franziskas Hand. In den letzten Wochen berichteten die Medien täglich über die Massenflucht der Menschen aus der DDR in den Westen. Ihr Sohn Ludger hatte im Mai mit seiner Klasse eine politische Bildungsreise nach Berlin gemacht, eine Pflichtübung aller Gymnasiasten kurz vor dem Abitur. Und er erzählte, dass man in Berlin eine Anspannung spüre. Beim Vortrag im Schöneberger Rathaus sei ihnen dringend ans Herz gelegt worden, bei der Rundfahrt durch Ostberlin nicht auszusteigen und vor allem keinen Volkspolizisten zu provozieren.

Der Rundfunksprecher wiederholte den Text, mit dem der DDR-Rundfunk am Morgen den Bau angekündigt hatte:

„In Berlin sind heute von der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik beschlossene Maßnahmen wirksam geworden, die den Schutz der

DDR vor westlicher Wühlarbeit gewährleisten und auch die Sicherheit der Staaten des sozialistischen Lagers garantieren werden. Im Einzelnen ordnen das Innen- und Verkehrsministerium sowie der Magistrat von Groß Berlin an, dass zur Unterbindung der feindlichen Tätigkeit revanchistischer und militaristischer Kräfte an den Grenzen der DDR einschließlich der Grenze zu den Berliner Westsektoren eine solche Kontrolle eingeführt wird, wie sie an den Grenzen jedes souveränen Staates üblich ist. Durch eine verlässliche Bewachung und wirksame Kontrolle wird damit der vom Westen ausgehenden Wühl-tätigkeit der Weg verlegt. Die genannten Grenzen dürfen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nur noch mit besonderer Genehmigung überschritten werden‘.¹

„Wenn das stimmt, stehen wir am Rande eines Krieges. Die Menschen sind aus der DDR geflohen, weil sie frei sein wollten.“

Johannes schüttelte verzweifelt den Kopf.

Ludger ihr Sohn verfolgte bleich die Geschehnisse.

Am Abend und auch an den nächsten Tagen schauten sie sich die Sondersendungen im Fernsehen an. Vor drei Jahren hatten sie sich auf Drängen von Ludger ein Gerät gekauft.

„Ihr müsst nicht nur auf unserem Hof mit der Technik mitgehen, sondern auch in eurer Wohnung!“

Seitdem schauten Franziska und Johannes gemeinsam mit Ludger und Barbara die abendliche Tagesschau, während Alexa zusammengerollt wie ein Kätzchen, auf dem Schoß ihres Vaters schlummerte oder wenn Oma Martha anwesend war, in deren Arm.

Nach dem sonntäglichen Hochamtsbesuch drängte Johannes nach Hause zu kommen, um sich den ‚Internationalen Frühschoppen‘ mit Werner Höfer anzuschauen. Dadurch verschob sich das gemeinsame Mittagessen um eine Stunde.

Zwei Tage nach Beginn des Mauerbaus in Berlin empörte sich Johannes: „Wo bleiben die Westmächte? Warum sagt der amerika-

nische Präsident John F. Kennedy nichts? Warum schweigt der französische Präsident Charles de Gaulle?

Warum protestiert Bundeskanzler Adenauer nicht?“

Endlich nach drei Tagen: Sie lauschten gespannt der Rede von Willy Brandt, dem Regierenden Bürgermeister von Westberlin:

„Die Sowjetunion hat ihrem Kettenhund Walter Ulbricht ein Stück Leine gelassen.

Sie hat ihm gestattet, seine Truppen einmarschieren zu lassen in den Ostsektor dieser Stadt. Sie, die Sowjetunion, hat ihrem Kettenhund die Vollmacht gegeben, internationales Recht zu brechen. Die Panzer, die in Stellung gebracht wurden, um die Massenflucht aus der Zone zu stoppen, diese Panzer haben unter ihren Ketten den gültigen Viermächtestatus Gesamtberlins zermahlen.

Unser Volk wird jetzt von der Geschichte gewogen und wehe uns, wenn wir durch Gleichgültigkeit, durch Bequemlichkeit, durch Trägheit oder durch moralische Schwäche diese Probe nicht bestehen. Dann nämlich werden die Kommunisten nicht am Brandenburger Tor Halt machen. Dann werden sie auch nicht an der Zonengrenze stehen bleiben und nicht am Rhein‘.²

„Na endlich,“ war Kommentar von Johannes: „Vier Tage hat es gedauert bis die Westmächte gegen die Sperrmaßnahmen protestierten, es sei ein Bruch des Viermächte Status von Berlin. Was nützen da noch die Proteste?

Panzer werden die Amerikaner nicht auffahren, um die Mauer nieder zu reißen. Dazu ist es zu spät; sie riskieren keinen Krieg.“

Die Antwort Ulbrichts auf Willy Brandts Rede ließ nicht lange auf sich warten:

„Manche Bürger haben gefragt, ob es denn unbedingt notwendig gewesen sei, bei unseren Maßnahmen, die ja schließlich auch eine pädagogische Lektion waren, mit Panzern und Geschützen aufzufahren.

¹Bekanntgabe des Baus der Berliner Mauer im DDR Rundfunk am 13. August 1961

² Aus der Rede von Willy Brandt am 16. August vor über 250000 Menschen am Rathaus Schöneberg (Quelle: Brockhaus)

Ich möchte es ganz unmissverständlich sagen: Jawohl, es war notwendig. (...) Den Provokateuren ist von vornherein die Lust genommen, gefährliche Zwischenfälle heraufzubeschwören. (...) Für manche Leute war es sicherlich recht nützlich, zu Kenntnis zu nehmen, dass die deutsche Arbeiterklasse nicht mehr wehrlos ist, sondern über Panzer und Geschütze und über alles, was zur Verteidigung notwendig ist, verfügt‘.³

Johannes konnte kaum an sich halten:

„Nun hat der Kalte Krieg ein Symbol: die Mauer quer durch Berlin, ein Bollwerk für die Ewigkeit. Schrecklich! Da werden menschliche Bande zerrissen, das muss zu Schmerz und Erbitterung führen.“

Eine Woche später hielten die Nato-Truppen Manöver auch in ihrer Gegend ab. Es war wie im Krieg. Panzer durchwühlten Felder und Wiesen und postierten sich an angeblich strategisch wichtigen Stellen:

Auf ihrem Hof hatte sich ein Funk-Bataillon eingenistet, getarnt unter den Vordächern der Scheunen; Tiefflieger donnerten über sie hinweg. Das Übungsschießen der sich ‚bekämpfenden‘ Soldaten währte während der ganzen Nacht.

³ Aus der Rede von Ulbrichts im August 1961

Kann man die Schatten der Vergangenheit abschütteln, ohne seine Wurzeln zu verlieren?

Willkommen auf dem Gräftenhof: die malerische Wasserburg im Herzen des Münsterlandes ist die Heimat der Familie Große-Bawinkel. Nach dem Zweiten Weltkrieg müssen sie sich den Geistern der Vergangenheit und den Herausforderungen der Moderne stellen.

Als Johannes und seine Frau Franziska den Gräftenhof übernehmen, sehen sie sich mit einer Welt im Umbruch konfrontiert, in der Tradition und Innovation aufeinanderprallen. In dieser Welt versucht die Familie, ihren Platz zu finden.

Ihre Tochter Barbara träumt davon, den Hof in einen Reiterhof für Kinder mit Handicap zu verwandeln. Doch ihr Traum stößt auf Widerstand. Während sie mit Leidenschaft für ihre Vision kämpft, muss sie sich den Erwartungen der Familie stellen und kommt Geheimnissen ihrer Eltern auf die Spur, die alles in Frage stellen.



Auf dem Gräftenhof

Das Vermächtnis

Arnold Pesch

ca. 256 Seiten | 14,5 x 21,9 cm
Klappenbroschur

€ 18,00 [D] | € 18,50 [A]

ISBN 978-3-7843-5805-5

August 2025